Rainer S. Elkar

Lernen durch Wandern?

Einige kritische Anmerkungen zum Thema „Wissenstransfer durch Migration“

Seit über einem Jahrzehnt hat sich in der Forschung die Ansicht durchgesetzt, daß die spätmittelalterliche Gesellschaft in einem erstaunlich hohen Maße mobil war¹, wobei das Handwerk durchaus hervorragte. Was seine Mobilität anbelangte, so läßt es sich am ehesten mit der Kaufmannschaft und den Scholaren vergleichen; allerdings dürften weit mehr Handwerker als Studenten durch die Lande gezogen sein². Unsere Fragestellung thematisiert freilich nicht jegliche Art der Ortsveränderung zum Zwecke handwerklicher Erwerbstätigkeit, wie sie Meistern zur Erledigung eines auswärtigen Auftrages oder auch Lehrlingen beim Antritt einer Stelle fern von ihrem Elternhaus aufgegeben war; nicht auf die allgemeine handwerkliche Mobilität zielen also die folgenden Überlegungen, sondern auf besondere Bedingungen der Migration von Handwerksgesellen. Mit diesem Begriff verbindet sich stärker die Vorstellung einer zeitlichen Befristung sowie einer kollektiven inneren und äußeren Organisation der Mobilität durch rechtliche Festlegungen, ritualisierten Umgang und soziale, in der Regel korporative Absicherungen. Damit erscheint die Gesellenmigration als eine besondere Ausprägung allgemeinerer handwerklicher Mobilität, die häufig sogar als deren idealtypische Form wahrgenommen wird.

Vor dem Hintergrund dieser Unterscheidung geht es nunmehr um jenes Fragezeichen, das der Überschrift „Lernen durch Wandern“ angehängt ist. Dabei werden drei Schritte kritischer, zum Teil modellhaft geprägter Überlegungen folgen. Zuerst geht es darum zu bestimmen, wie und wann es zu jener allem Anschein nach bildungsbürgerlichen Sinngabe des Gesellenwanderns kam. Hierauf folgend läßt sich jene Skepsis deutlicher artikulieren, die der Ausgangsfragestellung zugrunde liegt. Schließlich soll die Frage des Wissenstransfers an einigen Gewer-

¹ *Peter Moraw* (Hrsg.), *Unterwegssein im Spätmittelalter* (Zeitschrift für historische Forschung, Beiheft 1, Berlin 1985); *Gerhard Jaritz, Albert Müller* (Hrsg.), *Migration in der Feudalgesellschaft* (Frankfurt a.M., New York 1988).

² *Rainer S. Elkar*, *Auf der Walz – Handwerkerreisen*, in: *Reisekultur. Von der Pilgerfahrt zum modernen Tourismus*, hrsg. von *Hermann Bausinger, Klaus Beyrer, Gottfried Korff* (München 1991) 57–61.

beispielen geprüft werden. Ziel dieser Überlegungen kann es nicht sein, umfassende empirische Befunde zu präsentieren, Ziel ist es vielmehr, eine dialektische Wahrnehmung des Themas „Gesellenmigration“ zu befördern.

I.

Als im 16. Jahrhundert die Bevölkerungsmobilität generell abzunehmen schien³, was freilich quantitativ längst noch nicht hinreichend untersucht sein dürfte, zeichnete sich kein Rückgang bei der Gesellenmigration ab, vielmehr schwoll die Anzahl der Wandergesellen bis zum 19. Jahrhundert an⁴. Unter der Vielzahl von Erklärungen – von demographisch-statistischen Analysen bis hin zu ökonomischen Theorien über das Entstehen eines mobilen Arbeitskräftemarktes – ragt stets auch eine bildungsgeschichtliche Interpretation hervor: Sie betont den Bildungscharakter der Walz und begreift die Wanderschaft als Teil eines Wissenstransfermarktes.

Die Ursprünge dieser Vorstellung liegen in der Aufklärung, in einer Zeit, als nicht nur der Bildungswert, sondern auch die Nützlichkeit des Reisens wiederentdeckt wurde. Ein wichtiges, wenn nicht sogar entscheidendes Wegstück dieser Entdeckungsgeschichte wurde in Göttingen zurückgelegt: Der Historiker Johann David Köhler hatte 1749 begonnen, an der Georgia Augusta eine neue Erfahrungswissenschaft zu begründen, indem er die „Kunst“ lehrte, „seine Reisen wohl einzurichten“. Solche Reisekollegs hielten nach ihm noch andere: Köhlers Sohn Tobias, der Mediziner Heinrich August Wrisberg und der berühmte Historiker August Ludwig Schlözer⁵. Seit 1772 wandte er sich in durchaus praktischer Absicht an seine Hörer, folgte doch dem Studium häufig eine Bildungsreise, in deren Verlauf die erworbenen Kenntnisse ihren Nutzen erweisen sollten. Nicht wenige Jungakademiker theologischer oder philosophischer Studienrichtungen sahen sich überdies genötigt, als Reisebegleiter oder Hauslehrer in befristeten Arbeitsverhältnissen an verschiedenen Orten ihren Lebensunterhalt zu verdienen, ehe sie eine feste Stelle erhielten. Insofern ergab sich biographisch durchaus eine Vergleichbarkeit mit der handwerklichen Berufskarriere. 1798 schließlich zeichnete die Göttinger Akademie zwei Preisschriften aus, die sich mit dem Nutzen der Gesellenwanderungen befaßten. In einer von beiden wird dieser Nutzen besonders klar umrissen: Die „Vervollkommnung“ im „Gewercke“ und die Erweiterung der

³ *Ludwig Schmugge*, in: *Unterwegssein im Spätmittelalter* (wie Anm. 1) 106 f.

⁴ *Rainer S. Elkar*, *Wandernde Gesellen in und aus Oberdeutschland. Quantitative Studien zur Sozialgeschichte des Handwerks vom 17. bis zum 19. Jahrhundert*, in: *Handwerker in der Industrialisierung*, hrsg. von *Ulrich Engelhardt* (Stuttgart 1984) 262–293; *Wilfried Reininghaus*, *Wanderungen von Handwerkern zwischen hohem Mittelalter und Industrialisierung*, in: *Migration in der Feudalgesellschaft* (wie Anm. 1) 179–215.

⁵ *Cornelius Neutsch*, *Die Kunst, seine Reisen wohl einzurichten – Gelehrte und Enzyklopädisten*, in: *Reisekultur 146–152*; *Winfried Siebers*, *Ungleiche Lehrfahrten – Kavaliers und Gelehrte*, i.c., 47–57.

Material- und Werkzeugkenntnisse seien ebenso förderlich wie die schnelle und weite Verbreitung „neue[r] und nü[t]zliche[r] Erfindungen“ und die wertvollen Selbsterfahrungen „in der Fremde“⁶. Wann immer es um die spätaufklärerische „Verbesserung des Handwerkerstandes“ ging, spielte die Wanderschaft eine vorzügliche Rolle. Im späten 18. und im frühen 19. Jahrhundert entwickelte sich eine spezielle Ratgeberliteratur⁷ für Handwerker, aber auch für wandernde Handwerksgelegen, die eben diese Aspekte hervorkehrte, indem sie berufsspezifische Reiseziele aufführte und zum Teil auch eine eigene, zweckdienliche Schul- und Fachbildung einforderte. Am Ausklang einer langen Entwicklung des Gesellenwanderns wird eine ganz ähnliche Auffassung nochmals vertreten von Rudolf Wissell, Gewerkschaftssekretär im Kaiserreich und Arbeitsminister in der Zeit der Weimarer Republik. Er war Ende der 80er Jahre des 19. Jahrhunderts selbst auf die Wanderschaft gegangen⁸; in der Rückschau zieht er einen klaren Vergleich zum Universitätsstudium des Bildungsbürgertums: „Die Wanderjahre waren einst die Hochschule des Handwerks, eine Art Hochschulstudium in der freien Schule des Lebens, von einer entsprechenden Organisation in bestimmten fachlichen Bahnen gehalten – ein Hochschulstudium, wie es für das Handwerk, ja für die Mehrzahl aller Berufe durch nichts mehr ersetzt werden kann.“⁹

In einer solchen Feststellung begegnen sich offensichtlich zwei Wahrnehmungsstränge: jener des akademischen Bürgertums, das die Zeit auf der Universität als ein Planungsmoratorium für eine spätere Karriere nutzte, und jener des Handwerks, das die Zeit der Migration als ein Erfahrungsmoratorium vor der Existenzgründung bewertete¹⁰. Doch kann es Zweifel an einem solch autochthonen Zeugnis geben? Beschreiben die beiden zitierten Äußerungen aus dem 18. und

⁶ *Johann Andreas Ortloff*, Beantwortung der Preisfrage: Wie können die Vortheile, welche durch das Wandern der Handwercksgesellen möglich sind, befördert, und die dabey vorkommenden Nachtheile verhütet werden? (Erlangen 1798) 5, 9.

⁷ Die Ratgeberliteratur für Handwerker setzt in nennenswertem Umfang im 18. Jahrhundert ein; vgl.: *Bernward Deneke*, Anleitungsliteratur für Handwerker, in: *Literatur und Volk im 17. Jahrhundert*, hrsg. von *Wolfgang Brückner*, *Peter Blickle*, *Dieter Breuer* (Wiesbaden 1985) 817–835. Wanderanweisungen für Gesellen sind dann vor allem im 19. Jahrhundert verbreitet.

⁸ *Rudolf Wissell*, Aus meinen Lebensjahren. Mit einem Dokumentenanhang hrsg. von *Ernst Schraepler* (Berlin 1983) 30–41.

⁹ *Rudolf Wissell*, *Des alten Handwerks Recht und Gewohnheit*, Bd. 1, 2. Ausg., erw. u. bearb. von *Ernst Schraepler* und *Harald Reissig* (Berlin 1988) 301.

¹⁰ Zur Frage des jugendlichen Moratoriums: *Hans Heinrich Muchow*, Sexualreife und Sozialstruktur der Jugend (Reinbeck 1959); *ders.*, Jugend und Zeitgeist. Morphologie der Kulturpubertät (Reinbeck 1962); *John R. Gillis*, Youth and History. Tradition and Change in European Age Relations 1770 – Present (New York, London 1974) 2; *Ulrich Herrmann*, Probleme und Aspekte historischer Ansätze in der Sozialisationsforschung, in: *Handbuch der Sozialisationsforschung*, hrsg. von *Klaus Hurrelmann*, *Dieter Ulich* (Weinheim, Basel 1980) 227–252; *ders.*, Was heißt „Jugend“? Jugendkonzeptionen in der deutschen Sozialgeschichte, in: *Der Bürger im Staat* 32 (1982) 11–27; *Rainer S. Elkar*, Young Germans and Young Germany: some remarks on the history of German youth in the late eighteenth and in the first half of the nineteenth century, in: *Generations in Conflict*, hrsg. von *Mark Roseman* (Cambridge 1990) 69–91.

19. Jahrhundert tatsächliche Gegebenheiten oder lediglich Idealvorstellungen? Ortloff, dem der Göttinger Preis anteilig zuerkannt wurde, wie Wissell kamen aus dem Handwerk und betätigten sich später in einem durchaus bildungsbürgerlichen Umfeld – als Universitätsprofessor der eine, als Handwerkhistoriker der andere. Unterlagen sie nicht einer bestimmten Eidethik, welche die Wirklichkeit eben mit einer bestimmten, dem Bildungsbürgertum eigenen, sinnstiftenden Perspektive erfaßte? Eineinhalb Jahrhunderte aufklärerischer und bildungsbürgerlicher Bemühungen um das Handwerk hinterließen, trotz aller Mißverständnisse, die schon bei den Verfassern von Fachencyklopädien¹¹ und Hilfsbüchlein zu beobachten waren, ihre Spuren – möglicherweise bis heute.

II.

Wenn hier also skeptische Anmerkungen zur These vom Bildungswert der Walz und an der Einschätzung der Wanderschaft als eine Form des Wissenstransfers angebracht werden sollen, wo liegen die Bedenken? Es sind drei durchaus allgemeinere Überlegungen, eine längere und zwei kürzere, die eine solche Skepsis nahelegen:

1. Die Märkte des alten, d.h. vorindustriellen Handwerks waren – zumal im deutschsprachigen Raum – nicht frei, dies betraf sowohl den Arbeitsmarkt als auch den Markt für handwerkliche Güter und Dienstleistungen. Als sich das Gesellenwandern im späten 14. Jahrhundert allgemein verbreitet hatte¹², schien es so, als ob sich ein freier Arbeitsstellenmarkt würde entwickeln können. Möglicherweise bedingt durch Bevölkerungsverluste waren Arbeitskräfte knapp, so daß sich für Gesellen eine günstige Lohnperspektive abzeichnete. In dieser Situation fällt ein scharfer Eingriff der Arbeitgeberseite in den Arbeitsmarkt auf. 1342 wurde in Speyer eine Maximallohntaxe für Steinmetze, Maurer, Zimmerleute und Dachdecker in der Absicht festgesetzt, den vermeintlich allzu hohen Lohnforderungen der Gesellen begegnen zu können¹³. Einschränkungen der Kontraktfreiheit entwickelten sich nachgerade zu einem Charakteristikum des handwerklichen Arbeitsmarktes: Die Begrenzung der Betriebsgröße nach Lehrlings- und Gesellen-

¹¹ Rainer S. Elkar, Altes Handwerk und ökonomische Enzyklopädie. Zum Spannungsverhältnis zwischen handwerklicher Arbeit und „nützlicher“ Aufklärung, in: Enzyklopädien der Frühen Neuzeit. Beiträge zu ihrer Erforschung, hrsg. von Franz M. Eybl, Wolfgang Harms, Hans-Henrik Krummacker, Werner Welzig (Tübingen 1995) 215–231.

¹² Wilfried Reininghaus, Die Entstehung der Gesellengilden im Spätmittelalter (VSWG Beiheft 71, Wiesbaden 1981); Knut Schulz, Handwerksgelesen und Lohnarbeiter. Untersuchungen zur oberrheinischen und oberdeutschen Stadtgeschichte des 14. bis 17. Jahrhunderts (Sigmaringen 1985); Kurt Wesoly, Lehrlinge und Handwerksgelesen am Mittelrhein. Ihre soziale Lage und ihre Organisation vom 14. bis ins 17. Jahrhundert (Studien zur Frankfurter Geschichte Bd. 18, Frankfurt a.M. 1985).

¹³ Alfred Hilgard, Urkunden zur Geschichte der Stadt Speyer (Straßburg 1885) Nr. 470, 422–424. Hierauf geht auch ein: Wesoly, Lehrlinge (wie Anm. 12) 191.

zahl, aber auch Umschick- und Zuschickverfahren von Wandergesellen gehören in diesen Zusammenhang¹⁴. Die gleichmäßige Verteilung des Mangels entwickelte sich während der frühen Neuzeit zu einem grundsätzlichen Verteilungsprinzip, das seinen Ausdruck in korporativen Regulativen fand¹⁵.

Zum andern steuerten Regulative das Angebot wie die Nachfrage auf dem Markt handwerklicher Güter und Dienstleistungen. Beide Aspekte verdienen Beachtung, wenn es um die Beurteilung geht, wie ein Geselle zu einem Arbeitsplatz gelangen konnte, der ihm eine berufliche Weiterbildung und qualifiziertere Niederlassungsmöglichkeiten verhielt.

Was den komplexeren zweiten Gesichtspunkt anbelangt, so wirkten starke Normen auf das Handeln am Markt ein. Es ging um normgerechtes Arbeiten, zumindest partiell aber auch um normgerechtes Verbraucherverhalten. Für die Produzenten war es durchaus unerheblich, ob diese Normen aus dem Handwerk selbst rührten, vornehmlich also von Zünften bestimmt waren, oder von der obrigkeitlichen „Gewerbeaufsicht“ – wie z. B. dem Nürnberger Rugsamt – festgelegt wurden¹⁶. Wenn den Handwerkern die strikte Beachtung von Maß, Gewicht und Arbeitstechnik auferlegt war, Vorgaben, die auch überprüft wurden, so ist es durchaus angebracht, die entsprechenden Ordnungen und Marktregulative als Steuerungsinstrumente der Qualitätssicherung und der Einhaltung eines Leistungsstandards zu begreifen. Auch mittelalterliche Qualitätsvorstellungen entfalteten sich in zwei gegenläufige Richtungen: Zum einen waren sie verbunden mit der Forcierung und Erhaltung des Gewohnten, zum anderen richteten sie sich auf die Erfindung, Ermöglichung bzw. Durchsetzung von Neuem¹⁷. Gerhard Jaritz hat mit Blick auf die eine Seite des Januskopfes ein vielsagendes Beispiel angesprochen: Im 14. Jahrhundert wurde in Nürnberg eine Festlegung folgender Art getroffen: „Die habent darueber gesworn ze den heligen, daz si suln bewarn, daz man die grawen tuochwuerck in der braite und in der dicke walke als vor zwaintzig iaren.“¹⁸ Angesichts einer solchen Aussage mag man bereits an dieser Stelle fragen, ob denn ein Tuchwalker zu jener Zeit unbedingt nach Nürnberg eilen mußte, um sich dort neue Arbeitstechniken anzueignen, oder ob es nicht genügte,

¹⁴ Zur Thematik „Arbeitsvermittlung und Arbeitskontrakt“ s. insbes.: *Helmut Bräuer*, Gesellen im sächsischen Zunft Handwerk des 15. und 16. Jahrhunderts (Weimar 1989) 31–40.

¹⁵ *Klaus J. Bade*, Altes Handwerk, Wanderzwang und Gute Policey: Gesellenwanderung zwischen Zunftökonomie und Gewerbe reform, in: VSWG 69 (1982) 1–37.

¹⁶ *Eberhard Naujoks*, Kaiser Karl V. und die Zunftverfassung. Ausgewählte Aktenstücke zu den Verfassungsänderungen in den oberdeutschen Reichsstädten (1547–1556) (Stuttgart 1985); *Hans Lentze*, Nürnbergs Gewerbeverfassung im Mittelalter, in: *Jahrbuch für Fränkische Landesforschung* 24 (1964) 207–282; *Walter Lehnert*, Nürnberg – Stadt ohne Zünfte. Die Aufgaben des reichsstädtischen Rugamts, in: *Deutsches Handwerk in Spätmittelalter und Früher Neuzeit*, hrsg. von *Rainer S. Elkar* (Göttingen 1983) 71–81.

¹⁷ *Gerhard Jaritz*, Handwerkliche Produktion und Qualität im Spätmittelalter, in: *Handwerk und Sachkultur im Spätmittelalter* (Sitzungsberichte der Österreichischen Akademie der Wissenschaften, Philosophisch-Historische Klasse, 513. Bd. – Veröffentlichungen des Instituts für mittelalterliche Realienkunde Österreichs, Nr. 11, Wien 1988) 33–49.

¹⁸ *Schultheiss*, Satzungsbücher 1, 92.

einen Verwandten im Handwerk am eigenen Orte zu besuchen, der vor Jahren einst an der Pegnitz weilte und nach der nürnbergischen Art arbeitete. Doch dieses Beispiel gibt Raum für weitere Überlegungen: Das Produkt sollte im Handel seine bewährte Machart und sein bekanntes Maß in Breite und Walkdichte behalten, so wie es den Abnehmern vertraut war und wie es mit dem Begriff des grauen Nürnberger Lodentuches verbunden war. Solche Grundsätze der Qualitätssicherung sind sicherlich nicht nur typisch für das Mittelalter, sie haben noch in der Gegenwart ihren Platz.

Aus der Quelle wird freilich nicht ersichtlich, ob nicht auch andere, nämlich wettbewerbseinebnende Bestrebungen hinter dem heiligen Schwur steckten. Wenn Qualitätsstandards festgelegt wurden, so orientierten sie sich zwangsläufig an einer von allen ordentlich ausgebildeten Handwerkern abforderbaren Leistungsnorm und nicht an vereinzelt innovativen Spitzenleistungen, die zuweilen sogar eher Mißtrauen und Ausgrenzungsbestrebungen auslösten. Dementsprechend fielen frühneuzeitliche und neuzeitliche Arbeitsatteste für wandernde Gesellen zumeist sehr formelhaft aus. Sie bescheinigten in der Regel eine ordentliche Leistung und ein ordentliches Verhalten und nicht eine außerordentliche Qualität.

Welches Motiv man auch immer den Nürnberger Tuchwalkern unterstellen mag, in jedem Fall wird deutlich: Sie verpflichteten sich zur Anwendung einer lokalen Norm und eines lokalen Qualitätsstandards und schlossen Innovationen aus. Produkte, bei denen die Käufer stets gleiche Form, Machart oder Qualität erwarteten, lassen sich in großer Zahl aufführen. Nicht nur die bedeutenden Fernhandelsgüter mit langen Qualitätstraditionen von überregionaler Bedeutung gehörten hierzu, etwa Tuche, die gesiegelt wurden, sondern auch der alltägliche Haushaltsbedarf, man denke nur an Brot, an Hafner- und Sporerware, an Schmiedenägel, ja auch an Kleidungsstücke für breite Bevölkerungsschichten, die nicht nur mit den Modegesetzen städtischer Obrigkeiten in Einklang gebracht werden mußten, sondern auch so zeitlos und praktisch geschnitten sein sollten, daß sie überdauerten und an die nächste Generation weitergegeben werden konnten¹⁹.

Andernorts gab es andere Qualitäten und andere Normen. Gewiß bedeutete es für einen Gesellen eine Herausforderung, sich stets aufs neue unter veränderten Produktionsbedingungen zu bewähren, doch stellte sich das Problem: Welche Normen ließen sich transferieren? Und wenn es schon nicht um die Transferierung der Norm selbst ging, erhebt sich doch die Frage der Anpassung des erweiterten technologischen Arbeitshorizontes an die jeweiligen regionalen und lokalen Gegebenheiten, für die ein solches Transferwissen möglicherweise völlig unerheblich, wenn nicht sogar unnütz war. Besonders eklatant trat dieser Widerspruch

¹⁹ *Ahasver von Brandt*, Mittelalterliche Bürgertestamente. Neuerschlossene Quellen zur Geschichte der materiellen und geistigen Kultur, in: Lübeck, Hanse und Europa. Gedächtnisschrift für Ahasver von Brandt, hrsg. von *Klaus Friedland*, *Rolf Sprendel* (Köln, Wien 1979) 336–355. Der Aufsatz von *Brandt* rührt aus dem Jahr 1973; *Jutta Zander-Seidel*, *Textiler Hausrat. Kleidung und Haustextilien in Nürnberg von 1500–1650* (Kunstwissenschaftliche Studien 59, München 1990).

sicherlich dort auf, wo Konsumbeschränkungen und Konsumnormierungen – etwa in Form von Kleider- und Luxusordnungen – die Nachfrageseite des Marktes beschränkten. Man könnte einwenden, daß solche abnehmerseitigen Restriktionen sich vor allem auf Produktinnovationen und nicht so sehr auf Prozeßinnovationen auswirkten. Dem läßt sich aber entgegenhalten, daß Prozeßinnovationen, die von wandernden Gesellen möglicherweise besonders neugierig aufgenommen worden wären, gerade im Bekleidungsgewerbe – dort also, wo die Nachfrageseite mit Beschränkungen leben mußte – eher gering ausgeprägt waren. Dies gilt vor allem für das Schneiderhandwerk, grundsätzlich aber auch für die Gerberei²⁰.

Und doch waren mit der Mode natürlich auch Innovationen verbunden. Sie entstanden häufig bei jenen Handwerken, die an der Grenze zur künstlerischen Gestaltung arbeiteten oder die Luxusgüter herstellten. Ihre Auftraggeber bestimmten, wo bei anderen die „hoffart“ begann, konnten sich aber selbst darüber erheben. Auch bei den metallverarbeitenden Gewerben schritt die Technik besonders schnell voran. Solche Bemerkungen decken sich mit der Beobachtung, daß Handwerker aus solchen Berufen zu den besonders weitgereisten gehörten: Kürschner, Goldschmiede, Zinngießer, etliche Spezialberufe der Schmiede und Schlosser, darunter die Uhrmacher und Zirkelschmiede und nicht zuletzt die Musikinstrumentenmacher, die Lauten- und Geigenbauer, von denen noch die Rede sein wird. Für sie bedeutete es im allgemeinen einen Wettbewerbsvorteil, neue Dinge, neue Qualitäten zu erzeugen. Mithin hat sich die Frage nach den Möglichkeiten der Innovation und des Technologietransfers sehr stark mit berufstypischen Gegebenheiten auseinanderzusetzen, was Verallgemeinerungen über die Branchen hinaus nahezu unmöglich macht.

Welche Folgerungen lassen sich nun aus solchen Bemerkungen über den spätmittelalterlich-frühneuzeitlichen Markt in bezug auf die Ausgangsfragestellung ziehen?

Vorab gilt die allgemeine Feststellung, daß bei stark regulierten Märkten eine optimale Allokation nicht möglich ist und daß dementsprechend mit negativen Auswirkungen, die sich als Wohlfahrtsverluste bezeichnen ließen, zu rechnen ist.

Ganz deutlich wird dies auf dem Arbeitsmarkt sichtbar. Wo immer die Kontraktfreiheit durch Festlegungen der Betriebsgröße und reglementierte Arbeitsplatzzuweisungen eingeschränkt, wenn nicht sogar aufgehoben war, ist die Wahrscheinlichkeit, daß besonders geeignete Gesellen und Meister zueinander fanden, als stark vermindert anzusehen. Wo konfessionelle Auswahlkriterien eine Rolle

²⁰ A. Diestelkamp, Die Entwicklung des Schneidergewerbes in Deutschland (Freiburg 1922); Ingeborg Petrascheck-Heim, Die Meisterstückbücher des Schneiderhandwerks in Innsbruck. Veröffentlichungen des Tiroler Landesmuseums Ferdinandeum 50 (Innsbruck 1970); dies., Das „Rissbüchel“ von Retz. Ein Beitrag zur Wiener Kostümgeschichte (Wien 1976); dies., Das Schnittbuch aus Bregenz 1660, in: Jahrbuch des Vorarlberger Landesmuseumsvereins 1972 (Bregenz 1975) 77–134; Rudolf Holbach, Frühformen von Verlag und Großbetrieb in der gewerblichen Produktion (13.–16. Jahrhundert) (VSWG Beiheft 110, Stuttgart 1994) 417–447.

spielten, verstärkten sich die Schwierigkeiten. Davon, daß auf diese Weise einem Wissenstransfer ein guter Boden bereitet worden wäre, kann keine Rede sein.

Vielschichtiger ist das Problem der Regulierung von Angebot und Nachfrage sowie der Restriktionen, die sich durch regionale Normierungen und Qualitätsansprüche ergaben. Grundsätzlich bedeutete die Einarbeitung in solche „Andersartigkeiten“ einen Wissenserwerb, der sich als kleinste Einheit und erster Schritt eines Wissenstransfers bezeichnen ließe. Ob sich daraus jedoch wirklich ein überregionaler Transfer ergeben konnte, hing nicht nur von der Aufnahmebereitschaft, sondern auch von den Aufnahmemöglichkeiten des Marktes am Endziel der Migration ab – je nachdem wie rigide Innovationsbeschränkungen grundsätzlich gehandhabt wurden –, wobei eine bestimmte Branchenspezifität wie die soziale Qualität der Abnehmer von großer Bedeutung waren. Stellt man in diesem Zusammenhang die Frage, ob ein Wissenstransfer durch Gesellenmigration eine große Rolle spielen konnte, so ist man genötigt, die Innovationsmöglichkeiten mittelalterlich-frühneuzeitlicher Waren- und Dienstleistungsmärkte zu beurteilen.

2. In den Bemerkungen über die Innovationsmöglichkeiten im alten Handwerk deutet sich bereits die andere Blickrichtung jenes erwähnten Januskopfes an: Wieweit schien es möglich, daß Gesellenmigration Neuerfundenes aufgriff und dieses Neue verbreitete?

Die Barrieren für eine solche Innovationsdiffusion sind deutlich sichtbar: Sie beruhen auf der Tatsache, daß besondere Qualitäten und besondere Produktionsweisen maximal geschützt wurden, weshalb es eher als unwahrscheinlich anzusehen ist, daß Monopolisten ihren Vorsprungsgewinn durch Migration gefährden ließen. Welcher Meister war wohl bereit, einem durchreisenden Gesellen, der nur für eine befristete Zeit bei ihm in Arbeit stand, besondere Werkstattgeheimnisse preiszugeben? Andererseits bleibt zu überlegen: Welcher Geselle wollte schon sein besonderes Wissen und Können gewissermaßen auf Durchreisestationen im Handwerk verbreiten? Schließlich: Waren grundstürzende oder auch nur wettbewerbsverbessernde Neuigkeiten am Orte seiner Niederlassung überhaupt willkommen?

Der Schutz von Vorsprungsgewinnen spiegelt sich nicht nur im individuellen Handeln, sondern auch in den verschiedentlichen obrigkeitlichen Sperrungen eines Handwerks. Damit wurde den Angehörigen des Handwerks grundsätzlich der Weggang verwehrt, befristete Arbeitsverhältnisse mit Wandergesellen durften nicht geschlossen werden. Hierfür seien einige Beispiele erwähnt:

In den Churbriefen, d.h. Zunftordnungen, der Siegerländer Massenbläser und Hammerschmiede vom 1. Januar 1492 und vom 25. März 1516 wurde bestimmt, daß es nur Einheimischen gestattet sei, das Handwerk zu erlernen. Den beiden Gewerken wurde daher verboten, ohne Erlaubnis des nassauischen Landesherrn auswärtige Personen zu unterrichten. Auch sollte kein Zunftmitglied außer Landes arbeiten. Zuwiderhandlungen wurden mit Gefängnis, seit dem 29. Februar 1696 sogar mit dem Tode bestraft²¹. Solche Maßnahmen konnten aber nicht ver-

²¹ *Trutzbart Irle*, Landesherr und Gewerbe im Siegerland des 16. Jahrhunderts (Siegen 1964)

hindern, daß bereits 1607 Fürst Christian zu Anhalt-Bernburg-Zerbst als Statthalter der Oberen Kurfürstlichen Pfalz von Amberg aus einen Spion ins Siegerland sandte, der äußerst erfolgreich die Kosten des Erzes und der Kohlen, die Konstruktion der Hochöfen und die technische Einrichtung der Schmiedewerke erkundete²².

Gerade in den metallverarbeitenden Berufen sicherte technisches Spezialwissen bedeutende, wenn nicht sogar entscheidende Wettbewerbsvorteile. Ähnliche Sperrungen des Handwerks, freilich nicht immer mit jener finalen Sanktionschärfe behaftet, sind für Metallhandwerker in Freistadt ob der Enns, für die Schwertschmiede, Schwertfeger, Messerer, Härter und Schleifer in Solingen, die Sensenschmiede in und bei Remscheid und die Drahtzieher in Altena belegt²³.

In Nürnberg durften gesperrte Handwerke nur von Bürgersöhnen ausgeübt werden. Gesellenwanderungen waren untersagt. Lehrjungen wurden seit 1535 polizeilich registriert und mußten schwören, das Handwerk nicht andernorts auszuüben²⁴. Angesichts solcher Maßnahmen wirkten die älteren Lübecker Artikel vom 21. September 1385, wonach ein Paternostermacher, der „vt desser stad wandert vnde in andren landen edder steden dat ampte ovet“, damit rechnen mußte, nicht wieder an der Trave zum Amt zugelassen zu werden, recht moderat²⁵.

Auch die Betriebseinrichtungen sollten neugierigen Blicken verschlossen bleiben: Die Mühlen der Nürnberger Rotschmiedsdrechsler durften keinem Fremden gezeigt werden; noch im 18. Jahrhundert wurden die leonischen Drahtziehmühlen an der Pegnitz ängstlich geheim gehalten. Ähnliches ist von den Hornpressen der Kammacher überliefert. Solche Geheimhaltungsstrategien dürften allerdings ziemlich ineffektiv gewesen sein: 1473 wurde bereits ein Drahtziehergeselle nach Basel abgeworben, 1557 zogen Drahtziehergesellen nach Ulm, 1567 bis 1569 aus Lauf nach Schleusingen, wobei einer sogar das Modell einer Drahtziehmühle mitnahm, 1599 schließlich verließen weitere Gesellen die Reichsstadt, um nach Württemberg zu gehen²⁶.

Möglicherweise – was jedoch keineswegs gewiß ist – zeigte die Sperrung einzelner Handwerke im 16. Jahrhundert noch Erfolge, in den folgenden Jahrhunderten schienen sie indessen eher nachteilige Wirkungen gehabt zu haben: Zwischen 1621

38. Der Verf. kommt in diesem Zusammenhang zu dem Ergebnis: „Diese Beschränkungen haben der Eisenindustrie des Siegerlandes letzten Endes einen bedeutenden Vorsprung vor den Nachbargebieten sichern helfen.“ Ferner: *Hans Schubert*, Geschichte der nassauischen Eisenindustrie von den Anfängen bis zur Zeit des Dreißigjährigen Krieges (Veröffentlichungen der Hist. Komm. f. Nassau 9, Marburg 1937).

²² *Alfred Lück*, Die Hohen Öfen im Siegerland, in: *Unser Werk*, hrsg. von d. Hüttenwerken Siegerland AG (Siegen 1958) 46–49.

²³ *Rainer Stahlschmidt*, Die Geschichte des eisenverarbeitenden Gewerbes in Nürnberg von den 1. Nachrichten im 12.–13. Jahrhundert bis 1630 (Schriftenreihe des Stadtarchivs Nürnberg 4, Nürnberg 1971) 163.

²⁴ *Ekkehard Wiest*, Die Entwicklung des Nürnberger Gewerbes zwischen 1648 und 1806 (Stuttgart 1968) 39f., 67f.

²⁵ *Carl F. Wehrmann* (Bearb.), Die ältesten Lübecker Zunftrollen (Lübeck 1872) 351.

²⁶ *Stahlschmidt*, Geschichte des eisenverarbeitenden Gewerbes (wie Anm. 23) 163.

und 1797 waren die gesperrten Handwerke in Nürnberg von einem weitaus größeren Rückgang der Betriebszahlen als die ungesperrten betroffen, ohne daß dies durch einen Konzentrationsprozeß in Richtung größerer Unternehmen ausgeglichen worden wäre. Bei so unterschiedlichen Produkten wie Brillen²⁷ und Trompeten²⁸ verlor das Nürnberger Handwerk seine Spitzenstellung trotz der Sperrung des Handwerks und der hartnäckigen Abwehr des Gesellenwanderns.

Die Folgerungen aus diesen Beobachtungen liegen auf der Hand: Die Verbreitung technischen und technologischen Wissens war nicht notwendig an Gesellenwanderungen gebunden, mehr noch – und diese Feststellung ist sicherlich bedeutungsvoller: Sie funktionierte auch ohne jene besondere Form der Migration, gerade weil gesperrtes Wissen hohe Aufmerksamkeit anzog, zur Spionage und Abwerbung anregte. Eine solche Entwicklung zeichnete sich bereits seit dem 16. Jahrhundert ab, verstärkte sich im Zuge merkantilistischer Wirtschaftspolitik und war der wohl wichtigste Wegbegleiter der verspäteten deutschen Industrialisierung, die gerade auf diese Weise in der Konkurrenz zur Vorreiterposition Großbritanniens sich so erfolgreich zeigte²⁹.

3. Die wirtschaftshistorische Beobachtung des Aufholens von Vorsprungsgewinnen, wie sie in der letzten Bemerkung enthalten ist, liefert den Grund für die dritte, nur kurze kritische Anmerkung.

Deutschland war „bei aller Würdigung eigener kultureller und wirtschaftlicher Leistungen (z.B. in Bergbau, Buchdruck, Metallverarbeitung) [...] bis in das 19. Jahrhundert hinein nie ein eigentliches Zentrum wirtschaftlichen Fortschritts in Europa“³⁰. Diesem Urteil Knut Borchardts ist sicherlich zuzustimmen. Es findet sich 1973 in der englischen Erstausgabe der „Fontana Economic History of Europe“ und ist vom Autor, ohne daß er auf Entgegnungen hätte hinweisen müssen, auch in der deutschsprachigen, revidierten Ausgabe dieses Werkes wiederholt worden. Oberitalien, die Niederlande, Frankreich und England folgten einander in der führenden Rolle technologischen und ökonomischen Fortschritts. In all diesen Ländern läßt sich durchaus eine allgemeine Mobilität im Handwerk beobachten, wobei die Niederlande durch eine ausgesprochene Freizügigkeit in den Niederlassungsmöglichkeiten herausragten. Mit Ausnahme Frankreichs gab

²⁷ Carl Zeiss u. a. (Hrsg.), Beiträge zur Geschichte der Brille (Stuttgart 1958); Anita Kuisle, Brillen – Gläser, Fassungen, Herstellung (Beiträge zur Technikgeschichte für die Aus- und Weiterbildung, hrsg. vom Deutschen Museum München, München 1985); Helmut Schwarz, In der Klemme. Brillenherstellung in Nürnberg und Fürth, in: Centrum für Industriekultur Nürnberg (Hrsg.), Franz Sonnenberger, Helmut Schwarz (Red.), Leute vom Fach (Nürnberg 1988) 93–99.

²⁸ Willi Wörthmüller, Die Nürnberger Trompeten- und Posaunenmacher des 17. und 18. Jahrhunderts, in: Mitteilungen des Vereins für Geschichte der Stadt Nürnberg 45 (1954) 208–325, 46 (1955) 372–480.

²⁹ Werner Kroker, Wege zur Verbreitung technologischer Kenntnisse (Berlin 1971).

³⁰ Knut Borchardt, Die Industrielle Revolution in Deutschland 1750–1914, in: Europäische Wirtschaftsgeschichte, hrsg. von Carlo M. Cipolla, deutsche Ausgabe von Knut Borchardt, Bd. 4 (Stuttgart, New York 1985) 141 (in der englischen Ausgabe, hrsg. von Carlo M. Cipolla [Glasgow 1973] Bd. 4/I, 84).

es aber in den übrigen genannten Ländern keine mit Deutschland vergleichbare Tradition der Gesellenmigration³¹. Deutsche Wandergesellen zogen in all die genannten Länder. Wäre also von der Gesellenwanderschaft ein entscheidender Wissenstransfer ausgegangen, wie wäre es dann erklärlich gewesen, daß bis zur Industrialisierung nie ein Ausgleich des technologisch-ökonomischen Niveaus erfolgte? Die Beobachtung, daß deutsche Handwerker sich mit Erfolg in anderen Ländern niederließen, in Skandinavien³², Italien³³, Frankreich³⁴, Eng-

³¹ Zu Frankreich: *Étienne Martin Saint-Léon*, *Le Compagnonnage. Son histoire, ses coutumes, ses règlements et ses rites* (Paris 1901, Nachdr. 1983); *ders.*, *Histoire des Corporations de Métiers. Depuis leurs origines jusqu'à leur suppression en 1791* (Paris 1922); *Pierre Barret, Jean-Noël Gurgand*, *Ils voyageaient la France. Vie et traditions des compagnons du tour de France au XIXe siècle* (Paris 1980); *Émile Coornaert*, *Les Compagnonnages en France du Moyen Age à nos jours* (Paris 1966); *François Icher*, *Le Compagnonnage* (Paris 1989).

In England ist der Status des Gesellen mit dem Begriff „journeyman“ gekennzeichnet, damit ist aber eher seine Mobilität denn seine Verbundenheit mit einer kollektiven Organisation der Migration gekennzeichnet: *Margrit Schulte Beerbühl*, *Kontinuität und Wandel der Londoner Gesellenorganisation im 18. Jahrhundert*, in: *Handwerker in der Industrialisierung*, hrsg. von *Ulrich Engelhardt* (Stuttgart 1984), 242–261, 257: „Das Wandern diente in England immer nur zur Arbeitssuche. Eine Wanderpflicht zur Vervollkommenung der Ausbildung war in England unbekannt.“ *Zuwanderung nach England in der Zeit der späten Stuarts*, 244: „Die protestantischen Immigranten aus Holland, Flandern, Frankreich und Deutschland brachten aus ihren Heimatländern neue Produktionstechnik mit. Sie führten ihre Wirtschaftszweige wie die Papierherstellung, die Buchdruckerei, die Seidenweberei in England ein.“ *John Patten*, *Patterns of migration and movement of labour to three pre-industrial East-Anglia towns*, in: *Journal of Historical Geography* 2 (1976) 111–129; *Peter McClure*, *Patterns of migration in the late Middle Ages: the evidence of English place-name surnames*, in: *The Economic History Review* 2nd ser. vol 32 (1979) 167–182; *John Wareing*, *Changes in the geographical distribution of the recruitment of apprentices to the London companies 1486–1750*, in: *Journal of Historical Geography* 6 (1980) 241–250.

Zu Italien: *Rinaldo Comba*, *Emigrare nel Medioevo. Aspetti economica-sociali delle mobilità geografica nei secoli XI – XIV*, in: *ders.*, *Gabriella Piccini, Giuliano Pinto* (Hrsg.), *Strutture familiari, epidemie migrazioni nell'Italia medievale* (Napoli 1984); *Maureen Fennell Maazzaoui*, *Artisan migration and technology in the Italian textile industry in the late middle ages (1100–1500)*, ebd., 519–534.

³² *Bendix Edvard Rentz Bendixen*, *De tyske haandverkere paa norsk grund i middelalderen* (Kristiania 1912); *Lars Edgren*, *Social and geographic origin of craftsmen in the Swedish town of Malmö in 1820 and 1845*, in: III. Internationales Handwerksgehistorisches Symposium, Bd. 1 (Veszprém 1987) 305–332; *Sigurd Grieg*, *Det norske handverks historie* (Oslo 1936); *Harald Ilsoe*, *Bogtrykkerne i København og deres virksomhed ca. 1600–1810. En biobibliografisk håndbog med bidragen til bogproduktionens historie* (Danish Humanist Texts and Studies, vol. 5, København 1992); *Hans Sallander*, *Medeltidens Boktryckerihistoria* (Upsala 1959). *Johan Schreiner*, *Der deutsche Schuhmacher in Bergen*, in: *Hans. Geschichtsbl.* 81 (1963) 124–129; *Ernst Söderlund*, *Stockholms hantverkarklass 1720–1772* (Stockholm 1943); *Friedrich Techen*, *Die deutschen Handwerker in Bergen*, in: *Hans. Geschichtsbl.* (1913) 561–576.

³³ *Knut Schulz*, *Deutsche Handwerker in Italien*, in: *Kommunikation und Mobilität im Mittelalter. Begegnungen zwischen dem Süden und der Mitte Europas (11.–14. Jahrhundert)*, hrsg. von *Siegfried de Rachewiltz, Josef Riedmann* (Sigmaringen 1995) 115–133, mit zahlreichen weiterführenden Hinweisen auch auf die ältere Literatur.

³⁴ *Rolf Sprandel*, *Die wirtschaftlichen Beziehungen zwischen Paris und dem deutschen Sprachraum im Mittelalter*, in: *VSWG* 49 (1962) 289–319; *ders.* *Die Ausbreitung des deut-*

land³⁵, ist eher als ein Beleg für erfolgreiche Mobilität zu werten, an deren Ende die Kapitalisierung eines Vorsprungsgewinnes durch Niederlassung stand. Hierdurch wurden die agileren ökonomischen Zentren gestärkt, Gefälle zwischen diesen Wachstumsregionen und rückständigeren Räumen indessen wohl kaum abgebaut. Die Migration der Gesellen sorgte – diese These sei nochmals hervorgehoben – eher wenig, wenn überhaupt für eine gleichmäßige Diffusion von Technologie und Fortschritt.

III.

Bei den bisherigen Überlegungen stand eher der Untertitel unseres Themas im Vordergrund. Die Grenzen eines Wissenstransfers durch Migration zeigten sich bei der Betrachtung der handwerklichen Marktverhältnisse in lokalen, regionalen wie überregionalen Bezügen. Dabei scheint der Aspekt des Lernens ein wenig außer Beobachtung geraten zu sein. Beim Gesellenwandern ging es indessen nicht nur um gesamtgesellschaftliche Effekte, sondern auch um individuelle Veränderungen von Erfahrungshorizonten, die – unter glücklichen Voraussetzungen – ihren Nutzen auch für das jeweilige Einzelhandwerk erbrachten. Ohne die individuellen Sozialisations- und Ausbildungsgewinne gering zu achten, läßt sich fragen, ob es wiederum des korporativen Instituts der Gesellenmigration bedurfte, um Neuerungen in einzelnen Berufen durchzusetzen.

Auch bei den beiden folgenden Beispielen geht es nicht darum, die Frage erschöpfend zu beantworten, als vielmehr um die Fortsetzung jener dialektischen Perspektive.

1. Eine Branche besonders intensiver Mobilität war ohne Zweifel das Baugewerbe. Spitzenkräfte großer Bauhöfen arbeiteten europaweit. Die Ergebnisse solcher Mobilität lassen sich an den Bauten ablesen in Stil, Maß und Proportionen, aber auch an den Steinmetzzeichen. Bei der Vielzahl der kleineren und mittleren Bauten war indessen diese Mobilität eher auf den regionalen und lokalen Rahmen beschränkt³⁶. Handwerker wußten darum, daß eine weitgreifende Wanderschaft

schen Handwerks im mittelalterlichen Frankreich, in: VSWG 51 (1964) 66–100; *Michael Stürmer*, Handwerk und höfische Kultur. Europäische Möbelkunst im 18. Jahrhundert (München 1982) 135–164.

³⁵ Vgl. die Ausführungen im vorliegenden Band.

³⁶ *Günther Binding*, *Norbert Nussbaumer*, Der mittelalterliche Baubetrieb nördlich der Alpen in zeitgenössischen Darstellungen (Darmstadt 1978); *Günther Binding*, Baumeister und Handwerker im Baubetrieb, in: *Ornamenta Ecclesiae* Bd. 1, hrsg. von *Anton Legner* (Köln 1985) 171–183; *ders.*, Der Baubetrieb der Gotik, in: *Zur Lebensweise in der Stadt um 1200* (Zeitschrift für Archäologie des Mittelalters, Beiheft 4, Köln 1986); *Rainer S. Elkar*, Bauen als Beruf: Notizen und Anmerkungen zu einer Handwerksgegeschichte des Hochbaus, in: *Öffentliches Bauen in Mittelalter und Früher Neuzeit*, hrsg. von *Ulf Dirlmeier*, *Rainer S. Elkar*, *Gerhard Fouquet* (St. Katharinen 1991) 1–26; *Georg Germann*, Baubetrieb an St. Oswald in Zug, 1478–1483, in: *Zeitschrift für Schweizerische Archäologie und Kunstgeschichte* 35 (1978) 23–31; *Barbara Schock-Werner*, Bauhöfen und Baubetrieb in der Spätgotik, in: *Die*

sie bei ihren Arbeitsgebern zu empfehlen vermochte; darauf setzte auch ein Bauhandwerker, als er am 30. Oktober 1553 sich in Basel um das Amt eines Werkmeisters mit dem folgenden Schreiben bewarb: „Edel, gestreng, fromm, vest, fursichtig, ersam, wyß, gnedig min lieb herren. Demnach und ich by zyt und leben wy-lant Hans Saxen uwer gn. muormeisters seligen allhie in der steinhutten als ein gesell und steinmetz gewerckt, ouch ine zum offtermal etwan in der hutten, etwas an den polwercken uff sinen bevelch versehen, der stettbuwen zum vlisigsten was und acht genommen, hab ich mir damalen ouch ander stett und buw ze sehen furgenommen und bin also im verschinen funfftzigsten der mindern zal jare von hinnen uß den buwen, werckhen und stetten, welche den furnembsten ruom in tutscher nation habend, nachgezogen, an den selebn und by den meystern allenthalben mich nach moglichen vliß geubt und erlernet, das ich gantzlich getruwen, mine wanderzyten nit ubel angelegt haben. Wann nun aber ich yetzunder zu miner wider ankunfft, welche sich inner wenig verschinen wochen allhie begeben, das uwer gn. stattbuw dienst uff dise stund one satz und nach mit keinem andern werckmeister versehen ist, befunden, und ich dann minem vaterland (als billich) fur andere ze dienen geneigt und urbutig, so ist an uwer g. und s.v.w. min gantz underthenig pitt, die wollend mich zu sollichem uwer gn. stattbuw dienst gnediglich annemen und kommen lassen. Will ich mich mit hilff Gottes des allmechtigen in versehung des statbuws nach uwer gn. willen dermaßen halten und erzeugen, das es uwern gn. nit allein gefellig, sondern ouch der statt als minem vaterland nutzlich, ferlich und mir unverwißlich sin sollte. Hieruff gnediger antwort gewartende“ verblieb der Bewerber und zeichnete mit den üblichen höflichen Schlußfloskeln³⁷.

Gewiß handelt es sich um ein ansehnliches Bewerbungsschreiben. Selbstbewußt verweist es auf eine sinnvoll angelegte Wanderschaft. Sie führte zu den bedeutendsten Orten in Deutschland, wo gründlich Bauten besehen wurden. Freilich, einige Fragen bleiben offen: Warum zog dieser Bauhandwerker nicht über die Alpen nach Italien, wo die ‚modernerer‘ Bauprojekte gerade entstanden? Fand er überall Arbeit? Was lernte er in den fremden Bauhütten, wenn er denn in sie aufgenommen worden war? Darüber schweigt das Schreiben, und doch war die Bewerbung erfolgreich.

Die umfangreiche ältere Literatur über Bauhütten hat sich sehr aufwendige Gedanken über das „Bauhüttengeheimnis“ gemacht, eine Vorstellung, die in der französischen Literatur zum Compagnonnage immer noch eine Rolle spielt, weil die heutigen französischen Handwerkerbruderschaften hieraus einen Teil ihres

Parler und der Schöne Stil 1350–1440. Europäische Kunst unter den Luxemburgern, hrsg. von Anton Legner, Bd. 3 (Köln 1978) 55–61; *dies.*, Die Stellung der Bauleute, ebda, 62–63; *dies.*, Bauhütte und Zunft, ebda, 64–65; Alwin Schultz, Die wälschen Maurer in Breslau, in: Zeitschrift des Vereins für Geschichte und Alterthum Schlesiens 9 (1860) 144–153. S.a. die von Günther Binding verfaßten Artikel: Baubetrieb, Bauhütte und Bauhüttenbuch, Baugewerbe, Bautechnik, in: Lexikon des Mittelalters I (München, Zürich 1980).

³⁷ StA Basel, Bauakten F 12 (ohne Folierung) – Die Textstelle verdanke ich einem freundlichen Hinweis von Gerhard Fouquet, Kiel.

kollektiven Selbstverständnisses ableiten³⁸. Inzwischen setzt sich jedoch die Ansicht durch, daß es ein solch geheimes Wissen in Form von Konstruktionsschlüssen, die nur in persönlichem Austausch weitergegeben wurden, nicht gab. Keine literarische Quelle, keine mittelalterliche und frühneuzeitliche Bauzeichnung deutet solche geheimen Kenntnisse an. Eine Analyse italienischer Bauakten unterstützt diese Feststellung: Die Verwendung des gleichseitigen Dreiecks, des Quadrates und des Kreises als Grundlage der Proportionenlehre war durchaus üblich und verbreitet, jedoch keineswegs zwingend erforderlich³⁹.

Daß solche Proportionenkenntnisse zum Standard im Bau- und Ausbaugewerbe des 16. Jahrhunderts gehörten, läßt sich an Maßgaben für die Meisterprüfung von Steinmetzen, Maurern, aber auch Schreibern⁴⁰ ablesen, die Truhen und Schränke nach der Geometrie der Säulenproportion anzufertigen hatten. Was einem künftigen Meister abgefordert wurde, ist eindrücklich für die Prüfung des vielleicht bedeutendsten deutschen Renaissancebaumeisters, des Augsburger Elias Holl, beschrieben worden. Die Maurerordnung der Reichsstadt vom 11. April 1549 forderte für die Meisterprüfung lediglich, daß ein Geselle zwei Jahre auf einer Baustelle gearbeitet hatte; diese Arbeitszeit konnte durchaus in der Stadt selbst verbracht worden sein. Holl hatte sich nie in Italien umgesehen, er war von Augsburg aus nicht einmal auf die Wanderschaft gezogen. Die Augsburger Prüfungsanforderungen waren sehr hoch. Eine späte Überlieferung besagt, daß Elias Holl beim ersten Versuch scheiterte. Es ist müßig zu fragen, ob er nach einer Wanderschaft klüger gewesen wäre. Vor allem die Wölbtechniken verlangten ein hohes Können; das Anforderungsniveau war durchaus mit den Ansprüchen eines Leon Battista Alberti an einen „würdevollen“ und „unvergänglichen“ Kuppelbau zu vergleichen. Vom künftigen Meister wurden auch sichere Kenntnisse in der Statik verlangt; die Baumassen und Schubkräfte waren genau zu bestimmen. Der dritte Teil der Prüfung bezog sich auf die Schneckenkonstruktion einer Treppe. Holl hat später in seiner „Geometria oder Meßkunst“ sehr viel Mühe auf eine ausführliche Darlegung verwendet⁴¹.

Was können solche Bemerkungen besagen? Sie verweisen nicht darauf, daß das Gesellenwandern im Bauhandwerk eine überflüssige Einrichtung war. Wie ließe sich dies gar lediglich mit dem Einzelbeispiel eines besonders begabten Baumeisters belegen? Auch ließen sich gewiß Gegenbeispiele finden, wo der Aufenthalt in der Fremde wichtige Wissenstransferwirkungen hinterließ. Doch: Um Gewölbetechnik, Maß- und Proportionenlehre zu erlernen, bedurfte es nicht unbedingt einer Wanderschaft. Selbst ein deutscher Baumeister, der dem Renaissancestil verpflichtet war und selbst zum Vorbild wurde, konnte in einer Großstadt europäi-

³⁸ *Henri Germain u. a.* (Hrsg.), *Compagnonnage européen*, 4 Bde. (Eyrein 1981).

³⁹ *Paul von Naredi-Rainer*, *Architektur und Harmonie. Zahl, Maß und Proportion in der abendländischen Baukunst* (4. überarb. Aufl. Köln 1989) 216–219.

⁴⁰ *Rainer S. Elkar*, *Schreiner in Franken. Handwerk zwischen Zunft, Kunst und Fabrik*, in: *Bayerisches Nationalmuseum* (Hrsg.), *Ingolf Bauer* (Red.), *Möbel aus Franken* (München 1991) 28–45.

⁴¹ *Bernd Roock*, *Elias Holl. Architekt einer europäischen Stadt* (Regensburg 1985) 41–45.

schen Zuschnitts – wie sie eben Augsburg darstellte – ohne eine solche Reise- und Studiererfahrung auskommen. Es bleibt freilich die Frage, auf welche Weise jener hohe und durchaus ‚internationale‘ Leistungsstandard Eingang bis in die Meisterprüfungsordnungen finden konnte, die ja gemeinhin die letzte Etappe bei der Etablierung von Neuerungen verkörpern; und es wäre sicherlich unangemessen, gerade in diesem Bereich Mobilitätsgewinne gar auszuschließen, doch ob sie von wandernden Gesellen eingebracht wurden, sei dahingestellt.

Holls außerordentliche Leistung hing sicherlich auch damit zusammen, daß er in der Lage war, sich in Baupläne und geometrische Studien zu versenken; er war also nicht nur ein Hand-Werker im traditionellen Sinne, sondern gleichermaßen ein intellektueller Planer, der – wie andere Renaissancemeister auch – sich an technologischen Werken seiner Zeit orientierte. Dessenungeachtet war der Mobilitätsanreiz im Bauhandwerk sehr hoch: Wenn Bauhandwerker reisten, dann ging es nicht nur um die Arbeit in fremden Werkstätten; selbst bereits berufserfahrene Meister besahen andernorts Bauten, weil sie einen konkreten Auftrag zu erfüllen hatten oder weil sie sich weiterzubilden suchten, auch wenn sich nicht wenige – Holl war unter ihnen – in Baupläne und geometrische Studien anderer Meister versenkten⁴². In anderen Handwerksberufen mußten sich freilich nicht unbedingt die Wißbegierigen zu den Gegenständen ihres Interesses bewegen, vielmehr war es möglich, die Handwerksprodukte sich selbst ins Haus zu holen, um sie genau besehen zu können. Um eine solche Branche geht es im folgenden.

2. Wenn wir die Lauten- und Geigenbauer⁴³ als Beispiel für Migrationsbeziehungen zwischen Deutschland und Italien nehmen und hierbei Fragen des Technologietransfers aufgreifen, so handelt es sich ohne Zweifel um keinen Massenberuf. Frühe Belege des Lautenmacherhandwerks datieren aus dem späten 14. und 15. Jahrhundert: so 1380 in Wien, zwischen 1393 und 1413 in Nürnberg, 1412 in Augsburg, 1414–1418 in Straßburg, 1418 im Kempten, 1436–39 und dann wieder

⁴² Rainer S. Elkar, *Gerhard Fouquet*, Und sie bauten einen Turm... Bemerkungen zur materiellen Kultur des Alltags in einer kleineren deutschen Stadt des Spätmittelalters, in: Öffentliches Bauen (wie Anm. 36) 169–201.

⁴³ Fridolin Hamma, *Meisterwerke italienischer Geigenbaukunst* (Stuttgart 1933); ders., *Meister deutscher Geigenbaukunst*, (Stuttgart 1948); René Vannes, *Dictionnaire Universel des Luthiers* (Bruxelles 1951); William Henley, *Universal dictionary of violin and bow makers*, 5 Bde. (Brighton 1959–1960); Gerald R. Hayes, *The viols and other bowed instruments* (New York 1969); Willibald Leo Freiherr von Lütgendorff, *Die Geigen- und Lautenmacher vom Mittelalter bis zur Gegenwart*, Bd. 1 u. 2, unveränderter Nachdr. der 6. durchges. Aufl. (Tutzing 1975); Richard Bletschacher, *Die Lauten- und Geigenmacher des Füssener Landes* (Hofheim/Ts. 1978); Adolf Layer, *Die Allgäuer Lauten- und Geigenmacher* (Augsburg 1978); John Henry *van der Meer* (Bearb.), *Musikinstrumente* (Katalog des Germanischen Nationalmuseums Nürnberg, München 1983); Klaus Osse, *Violine – Klangwerkzeug und Kunstgegenstand* (Leipzig 1985); Dieter Krickeberg (Hrsg.), *Der „schöne“ Klang. Studien zum historischen Musikinstrumentenbau in Deutschland und Japan unter besonderer Berücksichtigung des alten Nürnberg* (Nürnberg 1996).

1461 in Füssen, wo sich einer der bedeutenden europäischen Standorte der Lautenmacherei entwickeln sollte. Hier entstand auch 1562 die erste europäische Zunft der Lautenmacher⁴⁴.

Übrigens handelt es sich dabei auch um jenen Zeitraum, in dem das Schreinerhandwerk seine Verselbständigung im deutschsprachigen Raum durchsetzte. Während die Masse der Tischler ein eher begrenztes Migrationsverhalten bewies, hielt sich stets auch eine beachtliche Anzahl deutscher Schreiner in den europäischen Möbelzentren auf, sicherlich erheblich mehr als Lauten- und Geigenbauer, doch genauere Informationen über ihr handwerkliches Leistungsvermögen beziehen sich zumeist auf das 17. und 18. Jahrhundert.

Bemerkenswert sind die Entstehungs- und Entwicklungsbedingungen des Lautenmacherhandwerks in Füssen wie in Italien:

Was Füssen anbelangte, so waren es die örtlich vorhandenen vorzüglichen Rohstoffe, vor allem das feinjährige Fichten- und Eibenholz, sowie die Lage an der Handelsstraße nach Italien mit ihren besonderen Exportmöglichkeiten. Zugleich gab es auch am Ort einen besonderen Luxusbedarf: die Hofhaltung der Augsburger Bischöfe, die Anwesenheit Kaiser Maximilians I. gerade in den ersten Blütejahren des Handwerks und nicht zuletzt das Käuferpotential Augsburger Handelshäuser. Füssen zog Familien aus dem Umland an. Sie trugen wie die berühmtesten unter ihnen – die Tiefenbrucker – ihr Dorf im Namen und strebten weiter nach Lyon, Paris, Venedig und Perugia.

Der oberitalienische Lautenbau war – nach dem Bekunden Adolf Layers – schon im 16. Jahrhundert maßgeblich von Allgäuer, d.h. vor allem von Füssener Instrumentenmachern bestimmt. Venedig, Padua, Genua, Bologna, Neapel und vor allem Rom waren die bevorzugten Ziele der Lautenmacher.

Aus der Zeit der ersten Blüte des deutschen Instrumentenbaus in Italien ragen vor allem drei Namen heraus: Hans Frei (ca. 1450–1523), Laux und Sigismund Maler, die alle drei in Bologna wirkten. Frei war der Schwiegervater Dürers – und es ist durchaus bemerkenswert, daß der Sohn eines ungarnstämmigen Goldschmiedes die Tochter eines welterfahrenen und hochangesehenen Lautenmachers heiratete. Alle drei stammten sie aus Füssen. Laux und Sigismund Maler waren verwandt, vielleicht sogar Brüder. Laux erregte um 1520 das Interesse des Herzogs von Mantua für seine Instrumente. Sigismund hielt sich zunächst auch in Bologna auf, ging dann aber nach Venedig, wo er als „il magnifico Sigismundi Maler Thedesco“ hohes Ansehen erlangte, so daß Herzog Alfonso I. von Ferrara seinen venezianischen Gesandten Tibaldi beauftragte, nach Rezeptur und Auftrags-technik des Meisters zu fragen⁴⁵.

⁴⁴ Layer, Die Allgäuer Geigen- und Lautenmacher (wie Anm. 43) 3f.; Bletschacher, Die Lauten- und Geigenmacher des Füssener Landes (wie Anm. 43) 39f.

⁴⁵ Als weitere berühmte Füssener Lautenmacherfamilie wirkten während des 16. und 17. Jahrhunderts die Seelos in der Lagunenstadt. – Auf die Bedeutung unterschiedlicher sozialer Milieus für den Geigenbau nördlich und südlich der Alpen verweist: Thomas Drescher, Nürnberger Geigenbau als Exempel, in: Leopold Widhalm und der Nürnberger Lauten- und Geigenbau im 18. Jahrhundert, hrsg. von Klaus Martius (Frankfurt a.M. 1996) 11–15.

Hatten nun die ausgewanderten Füssener Lautenmacher in der Fremde Neues aufgenommen oder hatten sie ihre neue Umgebung mit ihren eigenen Erfindungen verändert? Ein Urteil hierüber läßt sich nur schwer bilden, da sie bereits im Allgäu einen hervorragenden Ausbildungsstand erreicht hatten und in einer kulturellen und wirtschaftlichen Umgebung, die vielfältige Anreize bot, ihr Leistungsniveau steigerten. Das konnte, mußte aber nicht nur auf rezeptiven Wegen geschehen.

Von dem Allgäuer Matthäus Buchenberg, der 1594 in Rom die St. Kiliansbruderschaft mitbegründete, hieß es: „Er war ein Teutscher von Geburt, arbeitete aber nach Italiänischer façon mit kleinen Spänen. Man hat die vortrefflichsten Theorben von ihm, die nur zu finden seyn, e. g. Oval-rund, von einer sehr proportionirlichen Grösse, und einen [!] sehr delicates durchdringenden metallenen Ton. [...] Das Dach oder die Decke ist insgemein mit drei Sternen nach Römischer Art geziehret, damit sie den Thon gut auswerffen können.“⁴⁶ Buchenberg war ein besonders prominenter Vertreter der deutschen, vor allem schwäbischen Instrumentenbauer in Rom, die sich Ende des 16. und in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts in der „via dei leutari“ mit ihren Werkstätten niedergelassen hatten und immer wieder auch Gesellen aus dem Füssener Land anzogen.

Von daher stellt sich die Frage, inwieweit durch Gesellenwanderungen Einflüsse aus den Werkstätten deutscher Meister in Italien über die Alpen wieder zurückgefloßen sind. Tatsächlich zeichnet sich ein fester Kommunikationszusammenhang ab, der in einer Wechselbeziehung bestand. Die Frage, welcher der beiden Brennpunkte der Ellipse wirkungsmächtiger war, ob der Ausbildungsort mit traditionellem Leistungsstandard im Allgäu oder das italienische Wanderziel, hängt wiederum von der Beurteilung ab, wo die größeren Innovationsmöglichkeiten gegeben waren – und hier sprach nicht wenig für Italien. „Was die Füssener Lauten anbelangt, so sind einige gar zu sehr nach der ältesten Art, nemlich apffelrund, woran gemeiniglich nicht viel dran ist“, bemerkte Ernst Gottlieb Baron, der Lautenist Friedrichs des Großen, um fortzufahren: „doch hat sich Raphael Mest, welcher bey dem berühmten Michael Hartung in Padua gelernt, und Anno 1650 und 1627 [sic] gelebet, schon besser hervor gethan.“⁴⁷

Demnach wäre also auch der Rückfluß der Kenntnisse nicht sonderlich erfolgreich gewesen – oder aber die Italiener hätten wie ihre schwäbischen Kollegen in Italien ihr Wissen peinlich für sich behalten. Doch bedurfte es tatsächlich einer Wanderung nach Italien, um Innovationen zu verbreiten?

Nicht selten wird in der äußerst umfassenden Literatur zum Instrumentenbau, nicht zuletzt in Lütgendorffs Standardwerk über die Lauten- und Geigenbauer, anhand der Instrumente auf einen bestimmten Entstehungsort geschlossen. Sicherlich ist es mehr als angebracht, in der Handwerksgeschichte auf eine sorg-

⁴⁶ Ernst Gottlieb Baron, Historisch-Theoretisch [!] und Practische Untersuchung des Instruments der Lauten (Nürnberg 1727) 94.

⁴⁷ Ebd. 93. Vgl. Bletschacher, Die Lauten- und Geigenmacher des Füssener Landes (wie Anm. 43) 35.

fältige Interpretation der Sachüberlieferung Wert zu legen, doch bedeutet eine „auf italienische Art gearbeitete“ Laute oder Geige noch längst nicht, daß der Hersteller sich auch in Italien aufhielt. Der Instrumentenbau kennt viele Beispiele von Kopien, schöpferischen Nachbauten, veränderten Nachbauten und Neuschöpfungen nach Anregungen fremder Vorbilder, ja sogar von Mischungen verschiedener Vorbilder und Umbauten.

Immer wieder wurde über Jakob Stainers (1621–1683, Absam) Lehrjahre in Italien spekuliert, hatte man gar einen Aufenthalt bei Nicola Amati vermutet, vermochte beides jedoch nicht mit Belegen zu erhärten. Erst 1646 und 1647 reiste Stainer nach Venedig, wo die aus Füssen stammende Familie Seelos/Sellas wirkte⁴⁸.

Gewiß, Nicola Amati bildete in Cremona auch deutsche Gesellen aus⁴⁹. An deutschen Gesellen in italienischen Geigenbauerwerkstätten mangelte es während des 17. Jahrhunderts wohl nie, doch bedurfte es zur Verbreitung der „Geheimnisse“ des Geigenbaus – selbst bei der Verwendung des Lackes⁵⁰ – nicht unbedingt der Gesellenwanderungen mit längerem Aufenthalt in einer berühmten Werkstatt. Der Geigenhandel brachte wertvolle Stücke in alle bedeutenden Produktionsorte Europas, sie wurden zerlegt, kopiert und nachgebaut. Mancher Meister begab sich auch für kurze Zeit auf den Weg einer Werkspionage (z. B. Matthäus Friedrich Scheinlein aus Langefeld bei Neustadt/Aisch, 1710–1771). Und wenn selbst in bedeutenden Werkstätten das Lackieren Lehrlingen, Frauen und Kindern übertragen wurde, so zeigt dies, daß auch dieser Teil der handwerklichen Produktion zuweilen eher als Zuarbeit, denn als entscheidendes Element der Qualitätsverbesserung angesehen wurde.

Beispiele dafür, daß Handwerker ihr Können oder ihre Produktion durch Kopien optimierten, gibt es auch aus anderen Handwerksbranchen. Ein besonders aufschlußreiches Beispiel läßt sich aus dem Bereich der Zinngießerei anführen. Von dem französischen Zinngießer François Briot (* ca. 1550 Damblain/Lothringen, † nach 1616) stammen eine Reihe besonders aufwendig gestalteter großer Zinnschüsseln, die eine auffallende Ähnlichkeit mit Werken des Nürnberger Ca-

⁴⁸ *Walter Senn*, Jakob Stainer, der Geigenmacher zu Absam. Die Lebensgeschichte nach urkundlichen Quellen (Innsbruck 1951); *Walter Salmen* (Hrsg.), Jakob Stainer und seine Zeit (Innsbrucker Beiträge zur Musikwissenschaft Bd. 10, Innsbruck 1984), darin v. a. der Beitrag von: *Richard Bletschacher*, Jakob Stainers Lehrjahre 17–22.

⁴⁹ *C. Beonetti*, La genealogia degli Amati-liutai e il primato della scuola liutistica cremonese, in: *Bolletino Storico Cremonense* ser. 2,3 (1938); *Friedrich Niederheitmann*, Cremona. Eine Charakteristik der italienischen Geigenbauer und ihrer Instrumente, 8. vollständig umgearb. u. erg. Aufl. hrsg. von *Albert Berr* (Frankfurt a.M. 1956).

⁵⁰ Es gibt eine ausführliche schriftliche Überlieferung historischer Lacke und Firnisse, die jedoch nur selten eine Werkstattüberlieferung darstellt. Ob sich damit „Geheimhaltungspraktiken“ andeuten, läßt sich heute nicht mehr eruieren; die neuere, meist von Restauratoren verfaßte Literatur ist diesbezüglich eher skeptisch gestimmt. *Eszter Fontana*, *Friedemann Hellwig*, *Klaus Martius*, Historische Lacke und Beizen auf Musikinstrumenten in deutschsprachigen Quellen bis 1900 (Nürnberg 1992); *Helgard Staat*, *Luzia Seifert*, Charakterisierung historischer Musikinstrumentenlacke am Beispiel der Nürnberger Geigenbauerfamilien Maussiell und Widhalm, in: *Martius*, *Leopold Widhalm*, (wie Anm. 45) 107–112.

spar Enderlein (* 1560 Basel, † 1624 Nürnberg) zeigen. Bei einem Vergleich stellt sich die Frage, wem von beiden zuerst eine solche handwerkliche Spitzenleistung gelang und wie es zu der Ähnlichkeit zwischen den Stücken kommen konnte. Das Nürnberger Zinn zählte trotz wachsender Augsburger Konkurrenz immer noch zu den auch im europäischen Vergleich herausragenden Produkten. Im gegebenen Fall orientierte sich aber der Nürnberger an seinem Lothringer Kollegen. Die Gießmodelle des Zinngusses wanderten, sie wurden gegen Entgelt ausgeliehen, vererbt, verkauft und verpfändet; und so gelangte Enderlein wohl auf dem Handelsweg an die Briotsche Form⁵¹.

Was bleibt zu resümieren? Es war nicht das Anliegen der vorausgegangenen Überlegungen, die Wanderschaft von Handwerksgesellen gewissermaßen als „un-nütz“ darzustellen; es ging lediglich darum, die Migration in einem bildungsgeschichtlichen Zusammenhang nicht überzubewerten. Insofern wurden Thesen und weniger Befunde vorgetragen, die hier nochmals auf einige abschließende Punkte reduziert seien:

1. Wenn von Bildungszielen des Gesellenwanderns die Rede ist, so ist es angebracht, eine solche Vorstellung nicht losgelöst von bildungsbürgerlichen Ideen über die Nützlichkeit des Reisens, wie sie im 18. Jahrhundert neu entwickelt wurden, zu betrachten.

2. Die Migrationen der Handwerksgesellen vollziehen sich während des Mittelalters und der frühen Neuzeit im Rahmen unfreier Märkte. Unfreie Märkte verhindern eine optimale Allokation. Insofern kann nicht davon ausgegangen werden, daß das regulierte Institut der Gesellenwanderungen zu einer optimalen Allokation von Arbeitskräften oder technischem Wissen führte. Alle drei Elemente des Wissens- und Technologietransfers – Innovation, Lernen und Diffusion – sind miteinander verbunden, sie müssen aber – auch was Lernen und Verbreitung anbelangt – nicht notwendig im Zusammenhang mit der Migration von Gesellen stehen, was wiederum bedeutet, daß dem Wissens- und Technologietransfer durch Gesellenmigration im alten Handwerk keine besonders herausgehobene Rolle eingeräumt werden muß.

3. Dies liegt auch in der Tatsache begründet, daß besondere Qualitäten und besondere Produktionsweisen maximal geschützt wurden, weshalb es als unwahrscheinlich anzusehen ist, daß Monopolisten ihren Vorsprungsgewinn durch Migration gefährden ließen. Regional unterschiedliche Entwicklungsniveaus wurden offensichtlich nicht durch Migration ausgeglichen.

4. Die Veränderung und Neuerung von Arbeitstechniken und Produktformen – Prozeß- und Produktinnovationen also – bedeuteten das Aufbrechen überkom-

⁵¹ *Hans Demiani*, François Briot, Caspar Enderlein und das Edolzinn (Leipzig 1897) 7.

mener Repertoires und Neuorientierung; sie sind nicht marktunabhängig zu sehen. Die Migration von Gesellen war wohl kaum das geeignete und entscheidende Mittel ihrer Verbreitung, eher schon andere Formen der Mobilität: Abwerbung von Spezialkräften und Neuansiedlung, auch die Spionage waren letztlich bedeutungsvoller als die befristete Tätigkeit von Wandergesellen.

Der skeptische Blick auf den Bildungswert der Migration verstärkt eine mentalitätsgeschichtliche Wahrnehmung des Gesellenwanderns. Sie war einerseits ein jugendlicher Lebensabschnitt, der zur eigenen Horizonsweiterung bewußt und vielleicht sogar voller Neugier genutzt wurde, sie konnte andererseits aber auch als habituelle Verpflichtung auferlegt sein, der man sich nur als Privilegierter entziehen konnte⁵². Vieles spricht dafür, daß, je weiter neuzeitliche Entwicklungen voranschritten, vor allem der zweite Aspekt die Gesellen immer schwerer belastete.

⁵² *Schulz*, Deutsche Handwerker (wie Anm. 33) 124; *Rainer S. Elkar*, Handwerk als Lebensform – über das Verhältnis von handwerklicher Existenzsicherung und ritualisiertem Lebenslauf, in: *Handwerk zwischen Idealbild und Wirklichkeit*, hrsg. von *Paul Hugger* (Bern, Stuttgart 1991) 97–112.